

Der den Tod nicht fürchtete

Hubert Feichtlbauer zum Gedächtnis

■ PETER PAWLOWSKY

■ „Wer das Nächstliegende nicht tut, weil er das Vollkommene nicht erreicht, sabotiert das Mögliche.“

Im Februar 2016 wurde Hubert Feichtlbauer von der Zeitschrift „Der Österreichische Journalist“ für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Ich wurde auf Feichtlbauers Wunsch um die Laudatio zu diesem Anlass gebeten. Der Text dazu musste nur wenig verändert werden, um daraus einen Nachruf zu gestalten. Seither hat Feichtlbauer in exemplarischer Offenheit Familie und Freunde über seine unheilbare Krankheit informiert und ist mit bewundernswertem Mut dem Tod entgegengegangen. Seit dem 23. September 2017 ist Hubert Feichtlbauer nicht mehr unter uns.

Was muss man über Hubert Feichtlbauer wissen? Er stammt aus Obernberg am Inn, aus jenem Innviertel, das vor gerade 200 Jahren zu Österreich gekommen ist. Seine journalistische Laufbahn führte von der „Rieder Volkszeitung“ über das „Linzer Volksblatt“



und die „Salzburger Nachrichten“ in die Position eines mehrfachen Chefredakteurs. Er leitete die „Wochenpresse“, den „Kurier“ und die „Furche“. Das bedeutet, dass ihm Lokalberichterstattung ebenso geläufig war, wie der große politische Überblick. Er hatte in Staatswissenschaften promoviert und er besaß ein Diplom als Dolmetsch für Englisch.

Das Dolmetsch-Studium gefiel ihm aus mehreren Gründen besonders gut. Einmal lernte er dort Marietta kennen, seine Frau, die ihn bis zuletzt begleitete; und zum Zweiten brachte es ihn über ein Fulbright-Stipendium in die USA, damals, 1951, noch mit der Überfahrt per Schiff. Immer wieder besuchte er die Vereinigten Staaten, nicht zuletzt auch als USA-Korrespondent des „Kurier“ 1977/1978.

Hubert Feichtlbauer war überhaupt ein Weltreisender. Ungeachtet dessen beschränkte er sich auch zu Hause nicht aufs Zeitung-Schreiben. Er publizierte 8 Bücher und lieferte Beiträge zu 40 weiteren. Er war einer der Gastgeber im sagenhaften Club 2, er war

Mitglied des Presserats und des Katholischen Laienrats. Ein Jahrzehnt leitete er den Verband katholischer Publizisten und engagierte sich auf vielerlei Plattformen für die Vereinten Nationen, für die Katholische Weltunion der Presse, für Wahlrechts- und Demokratiereform und – nicht zuletzt – in der Klasnic-Kommission für Opfer sexueller Gewalt in der Kirche.

Damit genug der Aufzählung. Ein Lebenswerk entsteht ja nicht dadurch, dass einer vielerlei gemacht hat, sondern **wie** er es gemacht hat. Und tatsächlich ist es die Kontinuität der Haltung und Gesinnung, die all das Verschiedene bündelt, das Hubert Feichtlbauer getan hat.

Es beginnt mit seiner enormen Aufmerksamkeit. Schon mit 11 Jahren, mitten im Krieg, hatte er begonnen, ein Tagebuch

zu führen, und nannte das Jahrzehnte später selbst seinen „Protokollierwahn“. Diese Genauigkeit des Hinschauens war auch Bedingung für die bemerkenswerte Verschwisterung von Loyalität und Kritik. Er stand politisch immer der ÖVP nahe, ließ sich aber niemals von ihr etwas anschaffen. Und er war ein überzeugter katholischer Christ, der sich aber vom autoritären Gehabe dieser Kirche nicht täuschen ließ und mit Geduld und Präzision auf Fehlentwicklungen und ihre Ursachen hinzeigte.

Kritisch und loyal

Als das „Krenn-Debakel“ (so nannte er es) für die Austrittswelle aus der Kirche verantwortlich gemacht wurde, schrieb er: „Wer fest im Glauben verankert ist, gerät über dergleichen Vorfälle in Wut, doch nicht ins Wanken.“ Mit derselben Mischung aus Loyalität und Kritik engagierte sich Feichtlbauer in den kirchlichen Reformbewegungen; 1999 wurde er für vier Jahre Vorsitzender der Plattform „Wir sind Kirche“, die 1995 das erfolgreiche „Kirchenvolksbegehren“ gestartet hatte.

Dieses Engagement ist ein Beispiel für seine realistische Berufsauffassung. Denn die Kirchenreformbewegungen haben bis heute wenig wirklich greifbare Ergebnisse gebracht.

Also war alles umsonst? Nein! sagte Hubert Feichtlbauer. Man hat in der Politik – wie in der Kirchenpolitik – zu arbeiten, und zwar „unverdrossen und ohne den in unserer Zeit immer mehr überhand nehmenden Kurzschluss“, der lautet: „Was in meiner Lebenszeit nicht erreicht wird, kommt nie mehr zustande. Wer das Nächstliegende nicht tut, weil er das Vollkommene nicht erreicht, sabotiert das Mögliche.“

Feichtlbauer war Realist

In diesem Sinn als Realist war Feichtlbauer auch ein Anhänger der sozialen Marktwirtschaft und der Sozialpartnerschaft, der er in den letzten Jahren seiner Berufstätigkeit als Presschef der Wirtschaftskammer diente.

Wen haben wir also verloren? Einen Mann des genauen Blicks und der diffe-

renzierten Rede in einer Zeit populistischer Großmäuler; einen, der immer um Kollegialität bemüht war, auch wenn er als Chef hätte auf den Tisch hauen können. Er war tatsächlich ein Christ, im Gegensatz zu denen, die sich heute berufen fühlen, das christliche Abendland zu retten.

Und all das zusammenfassend, ein blendender Journalist, der es dennoch für eine „unhaltbare Arroganz“ hielt, die Medien als vierte Gewalt im Staat anzusehen. Soviel Bescheidenheit zierte den promovierten Staatswissenschaftler, der genau wusste, in welchem historischen Raum er lebte und arbeitete. Jetzt sind wir dankbar, dass das Innviertel österreichisch geworden ist, denn Hubert Feichtlbauer war der Überzeugung: „Die Schaffung von Unvollendetem ist eine österreichische Berufung.“ ■

■ Er war tatsächlich ein Christ, im Gegensatz zu denen, die sich heute berufen fühlen, das christliche Abendland zu retten.



Michael Kos, (BE)LONGING, 2017, Gummileiter und Flutlicht, Courtesy der Künstler